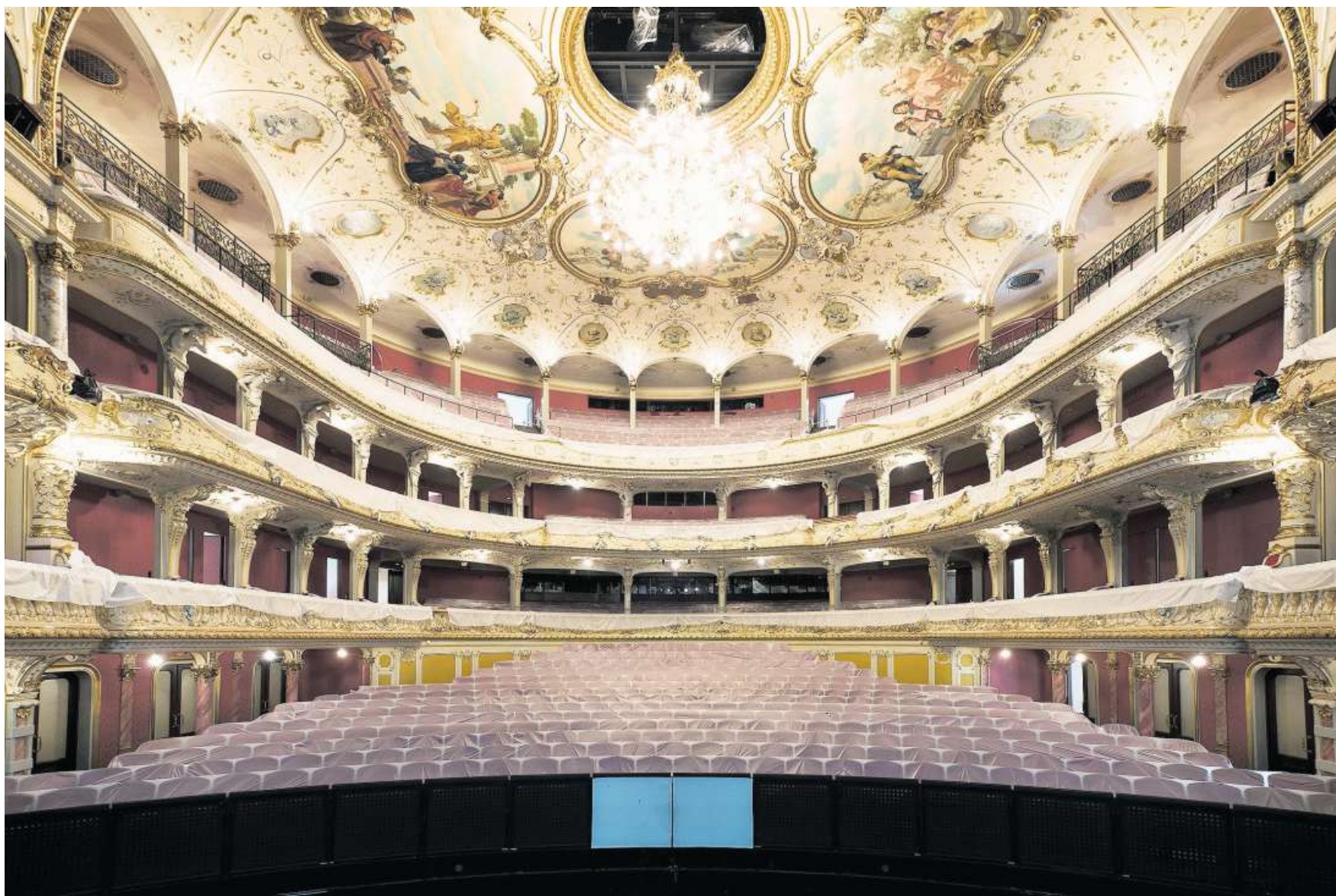


Schon Goethe staunte über die Dresdner Gemäldegalerie
– nun ist sie umfassend saniert worden **SEITE 28**

Herrscht bei Ihnen im Home-Office ein Gedränge?
Dann sollten Sie einen Scrum-Master engagieren **SEITE 29**



Der Shutdown ist auch in kultureller Hinsicht existenzgefährdend. Blick ins Zürcher Opernhaus.

GORAN BASIC / NZZ

Die grosse Stille

Streaming kann Live-Kulturerlebnisse vorübergehend ersetzen. Aber die Aussichten für die meisten Künstler und Institutionen sind düster

CHRISTIAN WILDHAGEN

Da ist es nun, das grosse Silentium. Schwer auszuhalten, für viele. Sogar in den weiterhin geöffneten Supermärkten ist es zu spüren: Wie einsame Jäger auf der Pirsch, so schlängeln sich viele Kaufwillige aneinander vorbei, als wäre der Mensch gefangen unter einer Glasglocke, die unsichtbar mitwandert. Wenn nicht irgendwo ein Kind befreit lacht oder wieder einer wegen der allbekanntesten Mangelprodukte quengelt, ist es still. Gespenstisch still – denn auch gesprochen wird auffallend leise, gleichsam durch tröpfchenvermeidend zusammengepresste Lippen.

Noch stiller ist es zurzeit in ganz Europa nur an einem Ort: auf unseren Bühnen. Wer je Gelegenheit hatte, allein in einem hell erleuchteten Theatersaal zu stehen, in den wenig später Besucher und Mitwirkende strömen werden, kennt das Gefühl: Eigentlich ist da nichts, aber der Raum lebt, er atmet in gespannter Erwartung dessen, was hier sogleich passieren wird. In so manchem altehrwürdigen Opern- oder Konzerthaus meint man sogar, den Nachhall längst verklungener künstlerischer Grosstaten wahrnehmen zu können.

Jetzt aber schweigt der Raum, vermutlich ist es finster, muffig und kühl. Die «Aura», wie Walter Benjamin diesen Zauber genannt hat, ist verschwunden. Wahrscheinlich gibt es für Kulturfreunde derzeit keine tristeren Orte auf der Welt.

Angesichts tausendfachen Leids in Spitälern, Seniorenheimen und so mancher Familie darf uns dies vorerst gleichgültig sein. Aber der umfassendste Shutdown, den Europa seit dem Ende der beiden Weltkriege verfügt hat, ist auch in kultureller Hinsicht existenzgefährdend und gibt Anlass zur Sorge. Selbst wenn eines Tages die Theater und Konzerthäuser wieder spielen werden, wird zudem eine irritierende Erinnerung

bleiben: daran nämlich, dass ausgerechnet die Kultur, die wir Menschen lange als höchsten Ausdruck unserer Zivilisiertheit und Erhabenheit über Gefährdungen durch die Natur begriffen haben, in solch einer Bewährungsprobe zum Schweigen verurteilt war.

Flucht ins Virtuelle

«Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch», lautet ein gerade wieder häufig bemühter Vers von Friedrich Hölderlin, dessen 250. Geburtstag in merkwürdiger Koinzidenz auf den vergangenen Freitag fiel. Mancher will dieses «Rettende» im kulturellen Bereich gern in den zahlreichen Online- und Streaming-Angeboten erblicken, die derzeit allenthalben freigeschaltet werden. Wer auf das Potenzial menschlicher Kreativität vertraut, mag in den aufgezeichneten oder den wenigen – notgedrungen in bescheidenem Rahmen – live gestreamten Veranstaltungen im Netz sogar ganz neue ästhetische Ausdrucksmöglichkeiten erkennen. Das ist freilich eine zweckoptimistische Sicht und nur die halbe Wahrheit.

Walter Benjamin hat in seinem Aufsatz «Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit», einem Schlüsseltext der Moderne, der unseren Begriff der Aura geprägt hat, den Verlust ebjeniger Magie beklagt, die sich nur im unmittelbaren Erleben einer kulturellen Darbietung oder eines Kunstwerks manifestieren könne. Benjamin hat diese Theorie seinerzeit, 1935, vor allem an den damals noch jungen Medien von Film und Fotografie durchgespielt, denen er die besagte Unmittelbarkeit absprach. Die Medienwissenschaften sind bei dieser Kritik nicht stehengeblieben; im Kern ist der Gedanke aber keineswegs überholt. Das führt uns die verordnete Stille auf allen Podien, Bühnen und in Museen schlagartig vor Augen.

Legt man einen erweiterten Kulturbegriff an, kann man sogar die notwendige Schliessung von Restaurants, Bars und anderen Begegnungsorten als Verlust von Unmittelbarkeit verstehen, in diesem Fall in der Kommunikation und der gegenseitigen sozialen Wahrnehmung. Deren partielle Verlagerung in die Neuen Medien, auf Social-Media-Plattformen und Chat-Kanäle, hat schon lange vor der Corona-Krise bei Anhängern eines persönlichen Austauschs von Angesicht zu Angesicht Argwohn und Abwehr ausgelöst. Käme jemand, unter normalen Bedingungen, auf die Idee, das gemeinsame Feierabendbier virtuell per Video-Chat zu trinken? Womöglich wird man derartige Rettungsstrategien demnächst erleben, aber sie bleiben – machen wir uns nichts vor – ein Ersatz, zuweilen versetzt fühlen darf, spricht Bände.

Bemerkenswerte Rettungsstrategien sind die zuerst in Italien, inzwischen vielerorts zu erlebenden «Balkonkonzerte», die wiederum übers Internet tausendfache Verbreitung finden. Dass Künstlerinnen und Künstler, oft mit einfachsten Mitteln, für ihre Nachbarn und Mitmenschen spontane Konzerte geben, ist nichts anderes als der Versuch, die Glasglocke zu durchbrechen und eine Unmittelbarkeit des kulturellen Selbstausdrucks wiederzugewinnen, ungeachtet der gebotenen Distanz von einem Balkon zum nächsten, der genauso wie Fenster, Gärten und Dächer zu einer rudimentären Ersatzbühne umfunktionierte. Die manchmal in den Videos ebenfalls erfasste Begeisterung, ja teilweise tiefe Ergriffenheit des «Publikums», das sich für kurze Zeit aus der Isolation befreit und in eine Gegenwelt versetzt fühlen darf, spricht Bände.

Das ist kein Einwand gegen die mittlerweile von vielen bedeutenden Institutionen angebotenen Streaming-Angebote. Sie sind vielmehr äusserst verdienstvolle Initiativen, die ebenfalls

nachdrücklich von dem Selbstbehauptungswillen zeugen, der viele Kulturschaffende zurzeit antreibt (bis anhin allerdings noch befremdlich wenige aus der Schweiz). Wenn die überwiegend kostenfrei zugänglichen Übertragungen von Aufführungen, Konzerten, Lesungen und die virtuellen Öffnungen von Museen obendrein dazu führen, Neulinge und Neugierige anzulocken und so die berüchtigten Schwellenängste zu überwinden – umso besser!

Chancen und Gefahren

Die Chance für die Kulturinstitutionen liegt darin, dass in der Krise geweckte Interesse an ihren Angeboten irgendwann vom Virtuellen umzumünzen in eine zusätzliche Nachfrage nach ihren realen, also live zu erlebenden Veranstaltungen. Es ist kein Zufall, dass jetzt allenthalben die Einmaligkeit solcher Live-Erlebnisse betont wird. Dabei stand deren Überlegenheit über lediglich reproduzierte Kunstdarbietungen, durchaus im Sinne Benjamins, nie ernsthaft infrage. Wann hätte je eine noch so detailgenaue Abbildung die Magie einer realen Begegnung mit einem Kunstwerk ersetzt? Wie arm wirkt selbst noch der audiophil veredelte Mitschnitt eines Konzerts oder die multimediale Übertragung einer Oper gegen deren leibhaftig miterlebte Aufführung!

Die Gefahr der Situation liegt denn auch weniger darin, dass wir uns im virtuellen Kulturraum einrichten. Dieser ermöglicht auf Dauer kein wirklich lebendiges Kulturleben, er bleibt ein Surrogat, sofern sich darin keine genuin eigenständigen Ausdrucksformen entwickeln. Die Gefahr ist vielmehr, dass es nach der Krise merklich weniger Institutionen und Künstler geben könnte, die überhaupt noch Live-Erlebnisse anbieten und kulturelle Vielfalt gewährleisten können. Dieses Szenarium zeichnet sich leider sehr konkret am Horizont ab.

Schon bei der derzeit verordneten Dauer des Shutdowns werden die Einnahmeausfälle von Veranstaltern, Opernhäusern und Theatern in die Millionen gehen – die vielerorts laufenden Initiativen, auf Ticket-Rückerstattungen zu verzichten, können dies niemals aufwiegen. Noch prekärer ist bereits jetzt die Situation vieler freischaffender Künstler und Ensembles, die von ihren Engagements leben müssen. Die mittlerweile in vielen Staaten beschlossenen Hilfsmassnahmen werden soziale Härten bestenfalls abmildern, aber auf längere Sicht kaum einen kulturellen Aderlass verhindern.

Zudem lehrt die Erfahrung, dass die Kultur bei Sparrunden, die realistischerweise zu erwarten sind, nicht ausgenommen wird. Volkswirtschaftlich gesehen, gilt Kultur nämlich nicht als systemrelevant – auch wenn die derzeitige Krise eindrucksvoll zeigt, wie relevant sie für den Einzelnen und für den gesellschaftlichen Zusammenhalt ist. Trotzdem wird die Kulturbranche kaum um eine Antwort auf die schmerzhafteste Frage herumkommen, was unabdingbar, was alimentierter Luxus und was Wildwuchs ist. Die Verteilungskämpfe, auch in Konkurrenz zu anderen gesellschaftlichen Bereichen, werden uns voraussichtlich auf Jahre beschäftigen. Manche liebgewonnene Institution könnte dem zum Opfer fallen. Es wird entscheidend darauf ankommen, was das Publikum sich nach der Krise noch leisten will – und kann.

Wächst hier das Rettende auch? Allenfalls in der Rückbesinnung auf die Zeit vor genau hundert Jahren: Das Jahrzehnt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, das trotz Massenelend, Wirtschaftskrisen und politischem Terror noch immer die «Goldenen Zwanziger» heisst, brachte neben Umwälzungen auch einen beispiellosen kulturellen Aufschwung mit sich. Und es war alles andere als still.